

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Sonnabend 27. Juli 1895.

Berliner Bureau: Berlin C, Gröbenstraße 8.

Telegramme.

Saint Vriens (Belgien), 27. Juli. Ein Eisenbahnzug, der von einer Wallfahrt nach St. Anne zurückkehrte, ist in der Nähe von Saint Vriens entgleist. Dabei wurden zwei Personen getötet, 25 verwundet, darunter mehrere schwer.
Paris, 27. Juli. Ein Croquet tötete ein junger Mensch, welcher plötzlich nachsichtig geworden war, seine Mutter mittelst einer Senfe.
London, 26. Juli. Wollauktion. Preise fest, lebhaftes Begehren.
Wien, 27. Juli. Die junge Herzogin von Aosta soll, Blüthenmeldungen zufolge, ernstlich erkrankt sein.
Madrid, 27. Juli. Die spanischen Truppen auf Cuba hatten gestern einen Zusammenstoß mit Insurgenten bei Santa Marta. Die Insurgenten hatten 19 Tote und 13 Verwundete. Die Spanier verloren 3 Tote; ein Kommandant, ein Kapitän und 7 Soldaten sind verwundet.
Belgrad, 27. Juli. Hier werden fortwährend alarmierende Gerüchte über den Stand der Dinge in Bulgarien verbreitet. An die Rückkehr des Fürsten soll in Bulgarien kein Mensch glauben. Man spricht von einer Militärinsurrektion unter dem Kriegsminister Petrow. Die Reichsliche Auslands-Posten dahingegen, eine provisorische Regierung unter dem Metropoliten Clement einzusetzen und die Kontrolle zur Fürsichtnahme in Anwesenheit eines russischen und eines türkischen Kommissars einberufen. Ausland erhebt seinen Einwand gegen eine etwaige Wiederwahl des Fürsten Ferdinand, der aber bis nach Wollzug der Wahlen außer Landes bleiben müsse.
Trieste, 27. Juli. Die letzten aus Afrika eingetroffenen Karawanen bringen die Nachricht, daß die Dervische sich von Darfur und den in der Nähe von Gharum gelegenen Districten auf dem Marke nach Wadai begeben. Diese Bewegung deuten nach dem Meisten scheint durch die traurige Lage der von ihnen bisher bewohnten Landstriche veranlaßt zu sein.

Zur Lage

muß man gewisse Hauptgesichtspunkte im Auge behalten, wenn man durch die Ereignisse nicht in seinem Urtheil verortet werden soll. Uns Deutschen liegt an der Erhaltung des Friedens. Wir haben in einem Krieg nichts zu gewinnen; wir wollen und brauchen keinen Völkerverwund, wir sind futurist. Wir haben genug zu thun mit der Wilmittlung der Polen, Franzosen und Dänen, die wir innerhalb unserer Grenzen haben; noch mehr von der Sorte wäre von Uebel. Ein Krieg, um Frankreich den Mund zu stopfen und es zu vermindern, doch er uns nicht mehr bedrohe, wäre nicht nur ein losstieliges Vergnügen sondern verdränge auch seinen dauernden Erfolg. Zur Sicherung des Friedens ist es nötig, daß man sich fürstlich uns angreifen. Das hat zur ersten Voraussetzung, daß wir selbst stark sind. Sind wir stark, so haben wir auch Allianzen. Es ist ferner nötig, daß wir niemand einen, wenn auch nur anscheinend berechtigten Vorwand geben, uns anzugreifen. Vor Allem müssen wir die Verträge respektieren. Wir verlangen, daß der Frankfurter Vertrag respektiert werde. Ausland hat ebenso ein Recht zu verlangen, daß der Berliner Vertrag respektiert werde, dieser Vertrag ist durch Bulgarien unter der Regierung des Fürsten Alexander verletzt worden. Deutschland hat an dieser Verletzung keinen Antheil, denn unsere Regierung hat dieselbe von vornherein als ungesetzlich und nicht durch die geschehenen Zustände der Unterwerfung bestätigt. Unsere Regierung hat damit im Widerspruch zu einem Theile unserer öffentlichen Meinung gestanden, der die Persönlichkeit des Fürsten Alexander und die politische Befähigung Stambulows inkompetente. Diese Sympathiebewegung war ganz dazu angeordnet, Andere mit fortzureißen, und es bedurfte wiederholter maßvoller Auseinandersetzungen seitens der Regierung im Parlament und in der Presse, um diese Bewegung einzudämmen. Das Publikum ist eben im Allgemeinen geneigt, Empfindungen nachzugeben und darüber die Ziele einer praktischen Politik außer Augen zu verlieren. Da ist unser Verhältnis zu Ausland. Es ist war, Ausland ist kein angenehmer Nachbar; aber wir müssen unsere Nachbarn nun doch nehmen, wie sie einmal sind. Inwiefern in den russischen Ostsee-Provinzen lebenden Stammesgenossen nicht weniger als glimpflich behandelt worden. Aber schließlich ist Ausland Herr in eigenen Hause und es ist möglich genug, um sich als solcher zu behaupten. Reklamationen dagegen würden bei dieser Sachlage nur Schläge ins Wasser sein, um so mehr, als wir so eben keinen Krieg wollen, also nicht daran denken würden, unsere Vorstellungen den nächsten Nachbar zu geben. Und wegen Vorkriegs mit Ausland zu verfeinden, wäre nun schon gar arg. Was geht uns diese Reichsliche-Geschick an, die jetzt den Wörtern Stambulow's zufolge. Wenn Ausland auf die Wiederherstellung eines Zustandes in Bulgarien besteht, der dem Berliner Vertrag entspricht, so liegt für uns kein Anlaß vor, dagegen irgendeine Stellung zu nehmen. Wir wünschen Frieden und können uns daher mit Ausland nicht überverfeinden.

Deutsches Reich.

Zur Grundsteinlegung für das Kaiser Wilhelm-Denkmal ist an die Mitglieder des Reichstages folgendes Schreiben ergangen:
„Die Herren Kollegen beehren ich mich ganz ergeben zu benachrichtigen, daß nach einer Mitteilung des Herrn Reichstagspräsidenten...

auf Grund einer Allerhöchsten Bestimmung Seiner Majestät des Kaisers die feierliche Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal für den hochseligen Kaiser Wilhelm I. am 18. August d. J. zu Berlin stattfinden wird, welcher beizumohnen den Herren Mitgliedern des Reichstages wird Gelegenheit geboten werden. Zur Feier der Teilnahme der Herren Mitglieder an dieser Feier ist die Berücksichtigung der Reichstagsparlamenten zur freien Ortsabfahrt und Geschäftsvermittlung zwischen ihrem Wohnort und Berlin auf die Zeit vom 15. bis 22. August durch Bundesratsbeschluss ausgedeutet worden.

Bezugs Feststellung der ungefähren Zahl der erforderlichen Einheiten darf ich die Herren Kollegen bitten, die beabsichtigte Teilnahme durch Bestätigung und Abänderung der Anlage an den diesseitigen Herrn Direktor beigelegt mitteilen zu wollen. Für den Fall der Behinderung bedarf es der Abänderung der Anlage nicht.

Der Präsident des Reichstages,
Friedrich v. Buol-Verdenberg.

Während der gestrigen sehr langen Sitzung des österreichischen Ministers des Inneren, Graf Goluchowski, bei Kaiser Franz Joseph wurde festgestellt, daß der Minister sich heute nach Wien begibt, um dem deutschen Reichstagspräsidenten, Fürsten Hohenlohe, einen Besuch abzustatten. Die beiden Staatsmänner haben somit heute ihre erste Begegnung. Obgleich verächtlich, es liege ein bloßer Akt der Höflichkeit vor, da Graf Goluchowski den deutschen Reichstagspräsidenten auf österreichischen Boden begrüßen wolle, so erscheint doch zweifellos, daß Goluchowski und Hohenlohe auch die politische Lage gemeinsam erörtern werden.

Am ersten Termin des laufenden Geldjahres hat die zur Reichsliste gelangte Freinahme an Böden und Verbrauchssteuern 1892/93 22 Millionen oder 8.1 Millionen mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahres ergeben. Von dieser Mehr entfallen auf die Zölle 9.4 Millionen, auf die Salzsteuer 0.4, auf die Branntweinverbrauchsabgabe 0.7 Millionen. Die Zuckerteuern dagegen hat ein Weniger von 1.5 Millionen, die Branntweinmaterialsteuer ein solches von 0.8 ergeben. Von den anderen Steuern hat die Biersteuer 4 Millionen mehr, desgleichen die Poststeuer 1.2 Millionen mehr abgesehen. Die Post- und Telegraphenverwaltung schließt das erste Vierteljahr mit einem Mehr von 3.7 Millionen ab, die Reichsleibensabgabenverwaltung mit einem solchen von 1.7 Millionen ab.

Mit Bezug auf den im November 1892 dem Reichstage schon einmal vorgelegten Entwurf über das Auswandererwesen bemerkt die „Berl. Pol. Z.“, daß über seine Abverordnungen noch nichts feststeht. Sicher ist nur, daß der Plan eines Auswanderergesetzes nicht aufgegeben, daß an dem Entwurf zu dem letzteren auch seit der Tagung von 1892/93 gearbeitet ist und daß, falls die in Aussicht genommenen Zugagen mit gesetzgeberischem Material nicht so stark belastet gewesen wären, wie sie es hauptsächlich gewesen sind, der Auswanderergesetzentwurf schon von Neuem dem Reichstage beschickt hätte.

Russische Grenzplacereien. Das von uns kürzlich mitgetheilte Gerücht bezieht sich: Die russischen Grenzplacereien sind angewiesen worden, auch dieselbe der Grenze vornehmend zu verlassen, falls sie mit Grenzplacierungen versehen sind, den Uebertritt nach Ausland nicht mehr zu gestatten.

In den Eisenindustriezirkeln des Westens ist man einmüthig gespannt zu erfahren, ob denn in der Frage der anderweiten Regelung unserer Handelsbeziehungen zu Japan in letzter Zeit ein Schritt vorwärts gethan worden sei oder demnächst vielleicht zu erwarten liege. Unzweifelhaft immer einmüthig barmherzige Eisenindustrie ist geneigt, von einer künftigen Initiative der Regierung in dieser Hinsicht sich Einiges zu versprechen, wenn sie sich auch keineswegs der Einsicht verschließt, daß vielleicht gerade eine Verschlechterung des Absatzes von Produkten der heimischen Eisenindustrie das japanische Reich sehr bald noch in höherer Weise als dies schon jetzt der Fall ist, in den Stand setzen dürfte, die Fabrikation einer Reihe von Gebrauchsgüter, die bislang vom Auslande bezogen wurden, in Lande selbst herzustellen.

Bekanntlich fällt der diesjährige 1. Dezember, an welchem die Volkssählung vorgenommen werden soll, auf einen Sonntag. Es ist eine mehrwöchige Thatfache, daß seit 1871, dem Jahre, in welchem in dem mehrerwähnten Deutschen Reiche die erste Volkssählung vorgenommen wurde, kein erster Dezember ein Volkssählungsjahr auf einen Sonntag getroffen hat und das auch der im Jollderein von 1846 bis 1847 als Sählungstag übliche 3. Dezember nie auf einen Sonntag gefallen ist. Der Bundesrath hat sich deshalb am ersten Male vor die Frage gestellt, ob die Volkssählung an Sonntagen vorgenommen oder ob etwas ein anderer Kalendertag gewählt werden sollte. Für die Beibehaltung des 1. Dezember entschieden einmal die Vortheile, welche aus der Festhaltung desselben Sählungstages für die Vergleichbarkeit der Sählungsergebnisse entspringen. Sodann aber auch der Umstand, daß gerade die den Herren abgewandten Reichthümern, abgesehen von einzelnen dringenden Obliegenheiten, wie die Sählung der Gäste in Gasthöfen, am folgenden Montag bewirken lassen, ob das hieraus ein Nachtheil für die Zweckmäßigkeit des Sählungsergebnisses zu befürchten wäre. Wodurch ist auch in fremden Staaten Sonntags gehalten zu werden, so in Frankreich und Italien bei den drei letzten Volkssählungen, in Schweden bei der letzten. Aus dem Umstande, daß diesmal der 1. Dezember auf den Sonntag fällt, dürften sich also Nachtheile für die Volkssählung nicht ergeben.

„A. B.“ — wie man allgemein angenommen hat, der Reichstagsabg. August Rebel — hat sich bekanntlich im „Vorwärts“ in zwei langen Artikeln demüthigt, betreffs des sozialdemokratischen Parteiprogramms und die „Mißverständnisse“ aufzuklären, welche aus den Reizen der „Genossen“ in der sozialdemokratischen Presse laut geworden waren. Bei dem Reichstagsabg. Schippel, der bekanntlich im Parteiliste das offizielle Wochenblatt der Partei redigirt und dort gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Programms die f. B. mitgetheilten „Mißverständnisse“ laut werden ließ, steht indessen „A. B.“ keinen großen Erfolg erzielt zu haben, denn in der heute erschienenen Nummer des „Sozialdemokrat“ ist zu lesen:

„Je länger wir das bandwurmartige neue Gebilde, zu dem sich der zweite Theil des Parteiprogramms zu entwickeln droht, kritisch betrachten, je mehr und immer, wir zu der Ueberzeugung, daß so gut wie alle vorgeschlagenen neuen Punkte in das Programm überhaupt nicht gehören.“

Ueber die Gründe, welche die Agrarcommission für die schließlichen Einseitigkeit hervorheben, sind wir im Augenblick nicht unterrichtet. Schreiber dieses (also Herr Schippel, Ann. der Redaktion) war zwar selber Mitglied der Commission, jedoch konnte er nur einem Theile der Verhandlungen beizumohnen; während der ersten Konferenzen war er in Paris, während der mündlichen Verhandlungen legten Sitzung durch eine Mindertheilung verhindert. Daran mag es liegen, daß er die zur Erweiterung und Abänderung gestellten Forderungen immer nur als unter Umständen die mögliche Maximalzahl angibt, nicht als das gewöhnliche und das festgesetzte Programm aufstellt, niemals aber als absolute Minimalforderungen, auf die jeder, der zur Partei noch gerechnet werden will, sich verpflichten müsse. Als solche Minimalforderungen der Partei erscheinen sie jedoch, so wie sie im Programm stehen; dadurch rufen sie mit einem Uebel Alles, was anders heißt und gewinnen sie eine ganz andere Bedeutung wie in ihrer Forderung.

Wir sind heute noch wie früher der Meinung, daß die Organisation gewisser Berufsvereinigungen durch den Staat, die staatliche Organisation und Förderung des landwirtschaftlichen Credits, ein gewisser Ausbau der kleinen Leute gegen Prellereien bei Abgaben und Separationen durch ein gesetzliches Agrarsozialistisches Politik verträglich sein könnte. Aber umgekehrt kann man sicherlich ein guter Sozialdemokrat sein und seine eigenen Gedanken haben über ländliche Grundbesitzer, Feuer- und Hagelversicherungen, über das Verbot der Wollausfuhr und Weide des Bauern. Eigene Gedanken sind mir in dieser Hinsicht so gar nicht fremd. In das Programm soll man jedoch nur schreiben, was die Forderungen unbedingt verbindlich anerkennen muß, will er sich überhaupt zur Partei rechnen, nicht Alles, was er mit seinen sozialistischen und demokratischen Gesinnungen allenfalls noch vereinbaren kann. Darum wird man nicht gegen die Tendenz der meisten neu aufgestellten Forderungen, aber wir meinen, die Wesseln sollten sich überall dafür erklären, die neuen Punkte des Entwurfs aus dem Programm zu streichen.“

„A. B.“ hat jedoch einen Hauptpunkt des neuen Programmtextes bekanntlich darin erkannt, durch die eingelebten Forderungen aus allen möglichen anderen Programmen entlehnten „neuen Punkte“ alle anderen Parteien so stark zu übertrumpfen, daß keine Gefahr bestehe, für das sozialdemokratische Agrarprogramm eine parlamentarische Mehrheit zu finden. Und nun empfiehlt Herr Schippel, dieses „bandwurmartige neue Gebilde“ aus dem Programm zu streichen! Man sieht, das „sozialistische Agrarrecht“ ist recht verschäbende Meinung über den Werth der Arbeiten der sozialdemokratischen Agrarcommission.

Prinz und Prinzessin Ferdinand von Bulgarien trafen gestern früh, die Prinzessin-Mutter Clementine bereits am Vortage, zur Gedächtnisfeier des Prinzen August von Sachsen-Coburg in Koburg ein. Die National-Zeitung bemerkt dazu:
„Wer will, kann sich etwas dabei denken. Es könnte sich nämlich auch um eine „Gebärmersche“ der bulgarischen „Fürsten“-Gebilde, den Konventionen des kleinen „Oris“ und dergleichen handeln. Jedenfalls führt der Weg von Karlovaad nach Sofia nicht über Koburg.“

Spanien.

Ueber die Schlacht bei Bayamo merden Einzelheiten bekannt: 7000 Insurgenten unter Führung Macos lagen im Hinterhalt, um den Marischall Martinez Campos anzugreifen. Durch eine zufällige Umkehrung der Marschroute verhinderte die vollständige Umzingelung des Marischalls. Der Kampf wurde mit größter Erbitterung geführt, war aber entschieden, nachdem der Marischall dem Angriff einer einhundert Mann in Stärke von 3000 Mann erfolgreich Stand gehalten hatte. Die Kavallerie löbete ihre Pferde und die Marischall und kempfte die Zügelriemen als Brustschilde. Von den Rebellen wurden 400 Mann getötet, unter ihnen die Führer Abai und Macabao. Die Spanier waren 1100 Mann stark; sie wöllen nur 3 Offiziere und 70 Mann verloren haben. Der Kampf dauerte acht Stunden.

Rußland.

Eine Warnung an die französische Presse. Während die französische Presse in Westfalen über das französisch-russische Bündnis schwelgt, lassen in Ausland die Gegner des Bündnisses immer lauter ihre warnende Stimme erheben. So hat, wie uns aus Petersburg gefahren wird, jetzt Fürst Plehwe, der bekannte Herausgeber des Grodzkinder, erklärt, daß er es aus inniger Ueberzeugung für unmöglich halte, etwas Gutes aus einer Republik kommen könne. Er sagt, daß die Idee einer Allianz zwischen Ausland und Frankreich gegen alles russische Gefühl verstoße, und daß sie entgegen mit den Wünschen des westlichen Jaren nicht übereinstimme. Die französische Nation wäre ohne Befähigung, und was die eine Regierung thut, wird von der anderen widerwärtig. Selbst bei dem Vorgehen gegen Japan wäre sofort unter den französischen Politikern ein großes Scheltrei erhoben worden, so daß es der Regierung schwer wurde, dieses Feuer zu löschen. Der Fürst endet seine Erklärungen damit, daß er sagt: „Ausland will keinen Krieg, warum soll es sich mit Frankreich verbinden?“ Er glaubt an keinen geheimen Vertrag mit Frankreich, wie er überhaupt an nichts glaubt, das mit dem Namen Frankreich verbunden ist.

Bulgarien.

Eine Nachlese. Nach dem Inventarium über das zurückgelassene Vermögen Stambulows beträgt das Aktivum 200 000 Reichs und das Passivum 1 300 000 Reichs-Sprosseln und 50 000 Francs Wechseln, so das Stambulows Familie unbekanntlich haben dürfte, weil noch Liquidationsprozesse gegen Stambulow hängen. Die „Stribodna“ veröffentlicht heute zwei Briefe Stambulows an den Ferdinand vom Mai d. J., worin er den Fürsten bittet, seine Befehl zu entkündigen und ihn vor seinen Feinden, die ihn tödten wollen, zu schützen.



[Nachdruck verboten.]

Von Bruderhand.

32) Roman von Doris Freim v. Spättgen.

„Ja, das glaube ich auch, Josie,“ unterbrach Miß Jefferſon die faßungsloſe unwillig und erſchreckt, indem ſie dieſelbe in nicht ſehr ſanfter Weiſe an der Schulter rüttelte. „Man könnte wirklich auf den Verdacht kommen, Du habest getrunken.“

Da des jungen Mädchens Gemüth durch die ihr vom Vater angekündigte Begegnung in hohem Grade erregt war, ſo verfehlte jene Scene nicht, einen ſehr peinlichen Eindruck auf ſie zu machen.

„Stehe ſofort auf und ſage mir in einer verſtändigen Weiſe, welche Schuld es iſt, die Dich ſo darnieder drückt?“

„Nein — nein, Miß Georgy, laſſen Sie mich knien — ich bin es nicht werth, daß ich aufrecht vor Ihnen ſtehe — zuerſt müſſen Sie mir vergeben haben!“

„Sei geſcheidt, Josie. Du weißt, ich liebe dergleichen eraltirte Gefühlsausbrüche durchaus nicht, wiewohl die Herrin ſie ſcharf. Nebenbei weiß ich aus Erfahrung, daß Du ein beſonderes Talent beſießeſt, aus einer Nüchternen einen Elephanten zu machen und mit Vorliebe ein wenig übertreibſt.“

„Oh — übertreibſt! Oh — diesmal iſt nichts Uebertreibung, ſondern die allertraurigſte Wahrheit, und Sie werden das ja bald genug erkennen, wenn der aufgedrungene Freier eintritt und von Ihnen ſelbſt wie von einem Stück Waare Beſchlag nimmt. Die Jungfer von Prinzessin Nel hat mir ſoeben erzählt, daß heute ein Gentleman kommt, den Mr. Jefferſon Ihnen zum Gemahl beſtimmt hat. Oh — und ich, Ihre Josie, auf deren Verſchwiegenheit und Treue Sie ſo feſt gebaut — ich bin ſchuld daran, daß die Mädchen des Neges ſich immer dichter und feſter um Sie verſtrickt haben!“ ſchluchzte die Alte in leidenschaftlichem Schmerz, „denn ich habe doch den Mund nicht halten können und Mr. Jefferſon, der in einer ſo ſchlauen, liſtigen Weiſe mich „Greenhorn“ herumzukriegern verſtanden — haarlein über die Begebenheiten von Wuſterode Bericht erſtattet! Ja — ja, ſehen Sie mich nur nicht ſo entſetzt an, Miß Georgy, — in meiner Dummheit habe ich erzählt, daß Graf Schreckenſtein Sie glühend liebt und im Sommer zu uns kommen will — und — Sie ſelbſt die Neigung für den ſchönen Gentleman ſo gut zu verbergen wußten, daß aber . . .“ die Negerin rang nach Luſt.

„Josie — Unſelige, was haſt Du geſhan? O, mein Gott, nun iſt Alles verloren!“ ſchrie Georgina wild auf und verberg das Geſicht in den Händen. Bewegungslos ſtand ſie wohl mehrere Minuten auf derſelben Stelle, während es wie das Brauſen des Orkans durch ihr Hirn zog.

Der Vater wußte Alles! Von ihrer Liebe zu Oktavio — von deſſen Abſicht, nach Pine Croft zu kommen, wußte er, und ſomit war ihm ja auch klar geworden, welche Hoffen und Furchten — dabei aber auch, welche namenloſe Seligkeit ihr Herz ſeit Monaten bewegte. Und dieſer Vater, der, ſo lange ſie nur zu denken vermochte, in nie endender Güte und liebevoller Fürſorge über jeden ihrer Schritte gewacht, gerade dieſer Vater ſollte jezt nachdem er mit der Sonde die Herzalten ſeines Kindes durchforſcht, kalten Blutes zuſehen, wie deſſen Lebensglück vernichtet wurde! Seine eigene Hand wollte ihr den ungeliebten Gatten zuführen. Das war ja nicht denkbar — kaum zu faſſen! —

„Georgy!“ Genau wie geſtern klang jezt ein zärtlich weicher Kuß durch das todenſtille Gemach. Josie war ſofort emporgeſprungen und ſtürzte ſo raſch ſie konnte hinter eine hohe ſpaniſche Wand.

„Georgy! ſtören wir Dich jezt?“ Mr. Jefferſon ſteckte den Kopf ein klein wenig zur Thür herein, und blickte, während ſeine lebhaften, noch immer ſchönen Augen flammten, glücklich lächelnd nach der Tochter hinüber. Die Geruſene ſchreckte jäh zuſammen. Brachte er ihr den Gefürchteten jezt ſchon — jezt, ehe ſie die nöthige Faßung erlangt? Ja größter Verwirrung ſammelte ſie nur.

„Nein — gewiß nicht — Papa. Ich bin bereit, Dich . . .“ das Weitere blieb unverſtändlich. Dabei war ihr glühende Röthe ins Geſicht geſtiegen, während ſie das ungeläufige Auf- und Niedervogeln des Büjens zu beſänftigen verſuchte.

„O Gott, gieb mir Muth und Kraft, das ich feſt bleibe“, flüſterten die bebenden Lippen. Dann richtete ſie ſich raſch empor und warf den ſchönen Kopf ſtolz zurück. So erwartete ſie das Kommende.

Leife hatte ſich die Thür nun vollends geöffnet und auf der Schwelle des Salons waren zwei Herren erſchienen. Allgütiger Gott — was war denn das? Träumte ſie? War es Zauberei — war es ein Trugbild, das man ihr hier vor die Augen führte? Zugleich erklang auch hinter dem Wandſchirm ein leiſes Oh der Ueberrachung — darauf ein eigenthümlich jubelnder Laut, als ob Jemand einen Freudenſchrei zu unterdrücken ſich bemühte.

Mit weit aufgeriſſenen Augen, das Antlitz wie in ſeckiſcher Verklärung erſtarrt, ſchaute Georgina nach den Gäſten hin — nicht der geringſte Laut entſchlüpfte den trampfhaft geſchloſſenen Lippen.

„Georgy, mein Liebling, hier bringe ich Dir Sinen, den es drüben über dem Meere nicht länger geduldet hat, der die Zeit der Roſenblüthe von Pine Croft nicht abzuwarten vermochte. Willſt Du ihn willkommen heißen?“ fragte Mr. Jefferſon in einem zwiſchen Humor und Rührung ſchwankenden Tone.

Nur einen einzigen, halb ſcheuen, allein ſo unbeschreiblich ſeligen Blick hatte die Angeredete auf die hohe Männergeſtalt geworfen, die dicht neben dem Vater ſtand, worauf die Gauth ihrer Wangen einer jähnen Wäſſe wich. Immer tiefer ſanken auch die ſchwarzbewimperten Lider über die prächtigen Augensterne nieder, als es jezt zwar mit unſicherer Stimme aber in fließendem Engliſch an ihr Ohr tönte:

„Miß Georgina Jefferſon — Georgina, Sie wiſſen: dem Muthigen gehört die Welt! Und wahrlich, es hat all meines Muthes bedurft, um als völlig Fremder hier bei Ihren verehrten Eltern einzubringen. Seit meinen Knabenjahren habe ich nicht mehr ſolche Anſt — ſolches Herzloſen — aber auch nicht mehr ſolch reines Gefühl der Glückſeligkeit empfunden, wie eben jezt, wo ich auf dem Wege bin, mir das zu erringen, — was während der troſtloſen Einſamkeit der letzten Monate mich oftmals unerreichbar dünkte. Georgina — habe ich bei unſerem Abſchiede an jenem unvergeßlichen Herbſtmonat, wo ich das Glück hatte, Ihnen noch einmal zu begegnen, recht geſehen in Ihren Augen — durſte ich wirklich kommen?“

Noch immer ſprachlos, von des Vaters Arm umfangen, lehnte das junge Mädchen an deſſen Schulter, daſer nahm Mr. Jefferſon ſchnell das Wort:

„Du biſt ja völlig verſteinert und verſtaumt, mein Kind; und doch möchte ich ſo gern wiſſen, ob ich es richtig gemacht habe — ob Du dieſen dort eines herzlichen Empfanges für werth hältſt? Du beſtimmeſt Dich wohl, mir eine Antwort zugeſagt zu haben, Georgy! So ſieh ihn doch nur einmal an, wie ſehnsüchtig er des erlöſenden Wortes harret — kannt Du ſo graufam ſein, es ihm auch nur eine Minute länger vorzuenthalten?“

Da brach es wie der echte, rechte Sonnenschein, den Archibald im Antlitz der Couſine ſeit der Rückkehr nach Amerika vermißt, aus Georgina's Augen — glückverheißend öffnete ſich der liebevolle Mund — durch einen Nebelſchleier gewahrte ſie nun, wie Graf Schreckenſtein die Arme ausbreitete, und mit dem ſelt jauchzenden Aufſchrei:

„Tavo! Allgütiger Gott, Tavo!“ ſank die Faßungsloſe an des Geliebten Bruſt.

Hinter dem Wandſchirm, auf dem Teppich ſammelte er ſaß eine unförmliche kleine Geſtalt. Helle Freudenthränen rollten unaufhaltſam über die braunen Wangen nieder und oft wurde der ganze Körper durch heftiges Schlägeln erſchüttert.

Niemand achtete darauf. Mr. Jefferſon hatte leiſe das Gemach verlaſſen und die Glücklichen ſahen der Welt mit ihrem tögligen Einerlei weit entrückt zu ſein.

Alle, treue Josie, jetzt hast Du Deine Sache gut gemacht!

XVI.

Sechs Wochen später — fast dünkte das zuletzt Erlebte Oktavio Schrecken sein nur ein Traum — saß dieser wieder in seinem stillen Wohngemache daheim. Allein der junge Gutsherr hatte jetzt wahrlich keine Zeit, Reflexionen nachzuhängen und sich durch allzu große Sehnsucht nach der holden Braut das Herz unnötig zu beschweren. Gab es doch jetzt gar Vieles einzurichten und in Stand zu setzen zum Empfange der jugendlichen Gebieterin, die binnen wenigen Monaten in dem Güstrower Herrenhause Einzug halten sollte. Frau Renner, seine Wirthschafterin, war die Einzige, welche Oktavio in sein Geheimniß eingeweiht hatte, was die brave Frau mit Stolz und Freude erfüllte; dabei ging sie dem aufrichtig verehrten Herrn mit Rath und That an die Hand. Wenn er die Reise über den Ozean nun zum zweiten Male antrat, dann geschah es nach Wünschen und Bestimmungen seiner zukünftigen Schwiegereltern, zur Vermählung mit Derjenigen, deren Liebe ihn mit namenlosem Glück erfüllte.

Ein Umstand, an den er bisher noch nicht gedacht, erschien ihm nun beinahe befremdend, nämlich: daß seine Georgy, die er lieben gelernt, ohne das Geringste von ihren Familien-Verhältnissen zu wissen — ein feineriches Mädchen, eine Erbin sein sollte. Archibald hatte, in der Freude über des Jugendgespielen Glück, ihm da eine Summe genannt, welche Georgina's Mitgift nur ungefähr bezeichnete, deren Größe ihn aber wirklich bedrückend dünkte. Aufgefallen war ihm selbst freilich der ganze großartige Zuschnitt ihres Elternhauses in Washington, und als am Vorabende seiner Abreise Mr. Jefferson in echt amerikanischer Offenheit und Würdigkeit die Vermögenslage seiner zukünftigen Frau

klar legte, da konnte er mit gutem Gewissen sagen: er liebe Georgy nur um ihrer selbst willen, habe niemals daran gedacht, mit ihr eine sogenannte „gute Parthie“ zu machen und lege auf ihren Reichthum durchaus keinen Werth. Nach deutschen Begriffen hätte er selbst ein genügendes, standesgemäßes Vermögen, um auch ein mittelloses Mädchen heirathen zu können.

Zu Archibald hatte Mr. Jefferson später geäußert, daß er Oktavio zwar außerordentlich schätzen gelernt habe und sehr achte, ihn aber trotzdem für einen Sonderling und Idealisten halte, der den wahren Werth des Geldes nicht zu kennen scheine.

In einer Art trotzigigen Eigenfinnes — vielleicht waren es auch leise Regungen der Schadenfreude darüber, daß Georgina aus allen geschäftigen Anfeindungen von Seiten Brittignens so glänzend gerechtfertigt hervorgegangen war — hatte er sich vorgenommen, seine Verlobung zu verschweigen und die Amberg's, sowie Alle, welche früher in seinem Verhältniß zur fürklichen Familie so viel zu kritisiren gefunden, erst durch die Nachricht seiner Vermählung mit Georgina Jefferson zu überraschen.

Das würde ein Erstaunen geben und Oktavio konnte es nicht unterlassen, sich das Mienenpiel in Brittignens unshönem Gesichte bereits im Geiste auszumalen. Frau Renner's Verschwiegenheit hatte er sich gesichert, jedoch waren die auf Schloß Güstrow vorgenommenen Veränderungen und Neuerungen zu auffallend, als daß die übrige Dienerschaft sich darüber nicht den Kopf zerbrochen hätte. Daher war es nicht zu verwundern, daß abermals allerlei Vermuthungen hinsichtlich Prinzess Brittignens auftauchten und die alten Gerüchte wieder neue Gestalt annahmen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Mücke.

Algerische Erzählung von Albert Ferris (Paris*).

Das Korn mit seinen langen schwarzen Grannen, die goldgelbe Gerste häufte sich prächtig auf der Tenne der Dulad-Narr. Trotz des heftigen Sonnenbrandes trieben die Maulthiere eifrig die Körner aus. Die Fellahs schlangen mit hölzernen Schaufeln das Getreide in die Luft, daß es in einem schweren Regen niederfiel, während die Spreu und die Strohhalmdchen im Winde entflohen, wie Schwärme goldiger Schmetterlinge.

Unter seinem Zelte von Ziegenfellen kauerte Mansur und verfolgte mit zerstreuten Blicken dieses Schauspiel.

„Allen ist es glücklich, nur ich sehe mit leeren Händen da . . . In den Furchen, die ich mit meinem Schweiße begossen, ist nicht ein Samenorn aufgegangen. Ist das Deine Gerechtigkeit, Du Herr der Welten?“

Er hätte sich an die Brust schlagen, seine Stirne in den Staub neigen müssen. Hatte er es nicht freventlich gewagt, vor dem Tage zu säen, der durch die altüberbrachte Sitte des Charabas dazu festgelegt war? Hatte er in seiner vermessenen Unwissenheit nicht alle Warnungen verschmäht, der Weisheit und Erfahrung der Greise gespottet?

Die Fellahs jangen bei der Arbeit; feindselige Gedanken schlichen sich in das Herz des Unzufriedenen und nagten an ihm. „Sie freuen sich, die Hundesöhne! Möge Allah ihre Gesichter gelb werden lassen! . . . Noch ist die Ernte nicht in den Korngruben — wer weiß? Um diese Zeit, wo der Südwind bläst, breitet das Feuer leicht seine rothen Schwingen aus . . . Ein Funke würde genügen.“

Dieser düster glimmende Funke schien im gleichen Augenblick in seinen weit geöffneten Augen zu entbrennen. Eine seltsame Erregung ließ das Blut in seine bleichen Wangen steigen.

Er verstummte, und so, wie er jetzt unbeweglich, mit vorgestrecktem Halse dasaß, hätte man ihn für einen Schafal halten können, der auf der Lauer liegt.

Es war die Stunde, wo die unerträgliche Hitze überall die Arbeit unterbrach. Die Araber kehrten in ihre Zelte zurück, nachdem sie ihre dampfenden Thiere ausgepannt hatten, um Ruhe und Schatten aufzuzuchen. Die Tenne blieb ohne Wächter.

Der Himmel glühte in gelbweißem Lichte. Ein heißer Brodem stieg von der Erde auf, um die perlmutterartigen schimmernden Linien des Horizonts in Wellenbewegung zu versetzen. Bald erstarr jedes Geräusch, und nur noch das Wehen des Wüstenwindes hörte man, der in trockenen Wirbeln über die laulose Ebene dahinfegte.

Mansur allein lag noch im Schatten seines Zeltes.

„Gesungen haben sie eben,“ knirschte er, „das thum sie mir zum Spotte! Pui, wie schlecht, den Unglücklichen zu verhöhnen! Eine Ruchlosigkeit ist es, eine Frevelthat! Solche Menschen werden von Allah verdammt!“

Bei diesen Worten hatte er wie unwillkürlich einen Fenzelzweig abgebrochen, der sich im Bereiche seiner Hand befand. In einem Loche, das neben ihm in die Erde gegraben war, dem primitiven Herde der arabischen Zelte, verzehrten sie langsam einige Kohlen, die eine weiße Aschenschicht bedeckte. Mansur legte das Ende des Stabes darauf, und das Feuer theilte sich dem Marke der Pflanze mit, das leicht entbrannte, wie Zunder.

Da sandte der Reidsche zum letzten Male schen den fiebernden Blick um sich her und versicherte sich, daß er in der That allein und unbeachtet sei.

„Mag der Südwind mir Gerechtigkeit verschaffen!“ rief er halb laut aus und warf den rauchenden, glühenden Stengel hoch in die Luft, daß ihn ein Windstoß in der Richtung der Kornschöber entführte . . .

Eine halbe Stunde später, als die Erntearbeiter wieder erwachten, war die Sonne nicht mehr sichtbar; der Tag hatte sich in eine furchtbare Nacht verwandelt, die von schaurigem Lichte erhellt ward. Gleich den Flammen der Hölle unter dem Schatten des riesenhaften Zaffounbaumes, in dem die Dämonen haufen, so loderte und wüthete der Brand. Die herrliche Ernte der Dulad-Narr ging in Rauch und Asche auf.

Lange Zeit fürchtete sich Mansur. Er fürchtete sich vor dem Verdachte der Menschen; er fürchtete sich auch vor der Strafe Gottes. Denn es gab eine Bestimmung die allgemein für wahr galt: die Brandstiftung, dieses feigste Verbrechen, dessen Urheber der menschlichen Gerechtigkeit so selten anheim fällt, wird unmittelbar von Allah selbst bestraft. Der Schuldige muß in demselben Jahre sterben, in dem er sein Vergehen begangen hat.

„Das ist ein Vorurtheil, eine Dummheit“, redete sich Mansur seine Sorgen aus. Trokdem zitterte er, war mißtraulich, umgab sich mit unzähligen Vorsichtsmaßregeln, beschränkte seine Nahrung auf einige handvoll Korn, das er ungemahlen genoß, und trant nur Wasser, das er selbst schöpfte. Sein ganzes Wesen veränderte sich. War er früher stolz und streitüchtig gewesen, so war er jetzt sanft, geduldig, demüthig, gefällig und vermiebt bei alledem jede Indimität mit den Andern.

Man liebte ihn auch jetzt nicht, aber man haßte ihn weniger. Uebrigens fiel es niemand ein, ihn mit dem Brandunglück in Verbindung zu bringen. Ueberhaupt dachte niemand bei den Dulad-Narr daran, daß es einen Schuldigen gäbe: „Mekku!“ es ist so bestimmt gewesen, sagte man und die guten Leute suchten keine andere Erklärung. Sie borgten bei den

Juden, kauften neuen Samen, und als der Herbst wiederkam, machte sich jeder daran, müthig den Pflug zu ziehen und flehte um den göttlichen Beistand: flehte „Bismillah!“

Aber Allah schien ihre Bemühungen nicht zu segnen. Es war ein schlechtes Jahr, ein trockenes Jahr, wie dereu immer eins auf drei gute Jahre kommt in diesem undankbaren Lande. Die Kraber aus der Umgebung fanden in ihrer reichen Ernte vom vorigen Jahre einen sicheren Schutz gegen die drohende Hungersnoth, aber groß war die Verzweiflung bei den Dulad-Nairs. Die armen Fellahs erhoben alltäglich flehend die Hände zum Himmel, der sich in ungetrübter Blau e über ihnen wolbte.

Da trat etwas Außergewöhnliches ein. Mitten in der allgemeinen Trockenheit sah man, wie das Stück Land, das Mansur bearbeitet hatte, sich mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckte; seine Saat war aufgegangen und trieb dicke, glänzende Halme, wie nur je in den fruchtbarsten Jahren.

Die Jahreszeit schritt voran und nicht ein einziger Tropfen Regen nekte die ausgebrorrten Felder; Mansurs Ernte aber fuhr fort, von Tag zu Tag an zu wachsen, stärker und schöner zu werden. Es war eine Pracht zu sehen, wie sie in sanften Wellen unter dem kühlen Winde hin- und herwogte, wie ein lichtgrunes Meer.

Die Monate verstrichen, all das Grün ward golbig; die Aehren reiften. Welch herrliche Ernte! Hundertjährige Leute erinnerten sich nicht, eine solche wunderbare Ernte gesehen zu haben. Ihr Ertrag reichte aus, um ein ganzes Jahr lang alle Einwohner der Gegend zu ernähren, von Min-Bonzan bis herab zu den Hahems.

Mansur war ein anderer Mensch geworden. Seine Besorgnisse waren verschwunden, verschleucht, wie die ängstigen Träume einer unruhigen Nacht beim Erwachen verfliegen. Seine Gesichtsfarbe war frisch, sein Auge hell, seine Lippen umspielte stets ein freundliches Lächeln, und das Herz schwoh ihm auf vor stolzer Freude, wenn er auf seinen Felder das Heer der Schnitter arbeiten sah, die er angeworben hatte. In den riesenhohen Halmen verschwanden die Arbeiter fast völlig, so daß man nur noch ihre hohen Hute aus gelb- und rothgeprentelten Palmenblattern sah.

Eines Abends hatte sich die Djemma — das ist die Versammlung der Männer des Zeltdorfes — unter den Feigenbaumen vereint bei einem Brunnen, zu dem man seine Zuflucht nahm, wenn in der heißen Jahreszeit die Cisternen ausgetrocknet waren. Auf den zerstreut liegenden Felsen saßen die Araber und genossen der Kühle, die mit der hereinbrechenden Dunkelheit von den westlichen Hügeln heruberwehte. Schweigend lauschten sie den Erzählungen eines Gelehrten mit ehrwürdigen, vom Alter durchfurchten Zügen. Aufgemunter von den jungen Leuten, theilte er altersheilige Geschichten mit, wie sie ein Geschlecht dem andern überliefert; Berichte von der Allmacht Gottes, von den Züchtigungen, die jedem Frevler zu theil werden, sei es in dieser oder in jener Welt.

Mansur hörte nur mit halbem Ohr zu. Ihn beschäftigte der Anblick seiner Schober voll bräunlichen Korn, voll Gerste, die sich immer höher auf der gemeinlichen Terne aufthurmten. „Al! das gehört mir,“ wiederholte er sich „mir allein. Nun bin ich der reichste meines Stammes.“

Und dann erinnerte er sich an sein Glend im letzten Jahre und an die verbrecherische That, zu der der Neid ihn getrieben hatte. Was faselte der geschwatige Greis? Wo war sie denn, die höchste Weisheit der Vorlesung? Er war ehrenhaft und gerecht gewesen. Da hatte ihn das Unglück verfolgt. Nun er schuldbeladen war, erdrückte ihn das Glück mit seiner Huld.

Es fiel ihm ein, daß er das Verbrechen genau vor einem Jahre an demselben Tage begangen habe. Was für ein Altwidriges war doch die Ueberlieferung von der Strafe der Brandstiftler. Neigte sich das verhängnisvolle Jahr nicht eben seinem Ende zu? War es nicht eigentlich schon vorüber? Wie um sich Gewißheit zu verschaffen, blickte er nach dem Horizont. Die untergehende Sonnenscheibe berührte schon den Rand der bläulichen Berge.

In diesem Augenblick wirkte der Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und den salbungsvollen Reden die er vernahm, so unwiderstehlich erheiternd auf ihn, daß er sich nicht enthalten konnte, laut zu lachen.

Der Erzähler hielt inne.

„Worüber lachst Du denn?“ fragte jemand.

„Ich . . . lache,“ versuchte Mansur zu erklären, „ich lache über die Hartnäckigkeit dieser Mücke da, — seht nur, sie hält wahrhaftig mein Gesicht für einen Honigkuchen . . . Bei Allah! sie ist vom Teufel besessen! So oft ich sie auch mit dem Arme verschleuche, sie kommt immer wieder!“

Das Insekt wich seinen wiederholten Streichen aus, flog summend um ihn her, lehnte unbesiegt zurück und setzte sich ihm von neuem auf die Lippen, auf die Wimpern.

„Daß Jblis Dich mit seiner schwarzen Hand ergriffe und Dir die Flügel ausrippe! rief Mansur aus, der anfang ungeduldig zu werden.

Nun lachten die Zuschauer ihrerseits, aber mit einem Male sah man Mansur heftig zittern und erbleichen. Er schien den Kampf mit seinem kaum wahrnehmbaren geflügelten Feinde merkwürdig ernst zu nehmen und war ganz damit beschäftigt.

Die Versammlung hatte sich erhoben, sie fing an zu begreifen, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgehe und verfolgte mit wachsender Bestürzung diesen hartnäckigen Zweikampf zwischen einem Menschen und einem winzigen Insekt, daß ein geheimnisvoller Haß zu immer neuen Angriffen zu beleben schien.

Ein paar Augenblicke lang sprang Mansur in sinnloser Wut umher, Schaum trat ihm vor den Mund, Blut in die Augen. Er stieß abgerissene Sätze aus, deren Sinn man anfangs nicht verstand.

„Du lugst! . . . Schweig! . . . Wie hatetest Du mich sehen können? — Schweig! sag’ ich, wer wird Dir glauben, Du Tochter der Verwufung? Zertreten werd’ ich Dich und vernichten.“

Dabei klapperten ihm die Zähne von Entsetzen.

„Der Südwind hat es angerichtet . . . Kehre in Deine Höhle zurück! . . . Der Südwind ist es gewesen! Oh, ah, — wie das schmerzt und brennt! Deine Stiche durchdringen mein Fleisch wie glühende Kugeln! . . . Gnade!“ . . .

Seine Kniee drohten zusammenzubrechen; er taumelte wie ein Trunkener. Plolich rief er aus:

„Ich war es, der eure Ernte verbrannt hat! . . . Jetzt such’ in meinen Besitz, Ihr Leute von Dulad-Nair. Die ruchende Hand Allahs ruht auf mir!“

Ein letzter Angriff des wüthenden Insekts ließ ihn noch einen Schritt noch hinten machen, dicht an den Rand des Brunnens. Er verlor das Gleichgewicht . . . stürzte . . . und verfiel, bevor noch der Sonnenball völlig hinter den Bergen hinabgetaucht war.

„Allah ist groß!“ war sein letztes Wort.

Jeder gute Muselman, der durch das Land ger horabas reist, spricht seitdem diesen Ausruf nach und wirft einen Stein dort hinab, wo Mansur die Strafe seines Verbrechens gefunden hat. Heute ist der Brunnen schon lange angefüllt; der Steinhäufen aber der noch immer wächst, trägt den Namen: Guebar el Malavan

das heißt:

Das verfluchte Grab.

Allerlei.

Blütenlese aus den luftigen Blattlern.

Aus einem Sokdatenbriefe.

„ . . . Ich komme am ersten Feiertage auf Urlaub. Sollte ich von Bummelsdorf ab die Bahn nicht benutzen, dann werde ich schon Sonnabend bei Euch sein!“

Ferien-Stimmung.

Erster Student (während eines Rosenspazierganges): **Wohl!** herrliche, erfrischende Lust!

Zweiter Student: **Schade,** daß wir keinen **Kater** haben! **Wirth** (zum Touristen, der einen Berg ohne Führer bestiegen will): **Son’s** vorsichtig, stürzen’s net ’runter, der Berg ist 2000 Meter hoch!

Tourist: **Ach was,** unter 3000 Meter stürze ich **uberhaupt** nicht ab!

Der Unterschied.

Förster (zum Rechtsanwalt, der nichts trifft): **Sehen Sie,** Herr Doktor, aber bei den **Hasen** und **Hunden** halt nicht so, wie bei Ihnen — die find nicht von 3 bis 5 Uhr **aus** zu treffen!

Druckfehlerteufel.

Würste, Schinken, Fleischorten jeder Art **verkauft** von **hiesigen** um 20 Prozent billiger, soweit der Vorrath reicht.

Wampol, **St. Petersburg**

Theorie und Praxis.

Professor Schnattermann schließt sich in der Sommerfrische einem Bäuerlein an, das ein Stück Vieh vor sich hertreibt.

„Ist das Euer einziges Vieh?“ erkundigt er sich.

„Jo, Euer Gnaden!“

Der Professor ergeht sich nun in einer längeren theoretischen Auseinandersetzung über die Behandlung des Rindviehs zur Erzielung einer rationalen Milchwirtschaft, die das Bäuerlein andächtig anhört.

„Ich hoffe, lieber Mann,“ schließt er seinen Vortrag, „daß Ihr diese Grundsätze auch bei Eurer Kuh anwendet!“

„Aee, Euer Gnaden!“

„So — warum denn nicht?“

„Weil's a Dohse is!“

Verlockende Aussicht.

Der kleine Paul kommt mit einem prachtvollen Apfel, den ihm Mama mitgegeben, in die Schule. Der kleine Moritz möchte den Apfel gerne haben und macht dem kleinen Paul folgenden Handelsvorschlag: „Paul, morgen laufe ich mit ein Schreibheft, dazu bekomme ich eine Papier-Brille geschenkt; wenn Du mir jetzt Deinen Apfel gibst, lasse ich Dich morgen einmal durch die Brille sehen.“

„Billige“ Rache.

Dame (beim Conditor): Seit einiger Zeit finde in Ihrem Kapsuchen gar keine Korinthen mehr! Woher kommt das?
Conditor: Aus patriotischen Rücksichten! Ich werde doch die Griechen, die ihre deutschen Rentengläubiger so schmächtig betrügen, nicht noch in Nahrung setzen!

In Marienbad.

Erster Billardspieler: Wollen wir wetten daß ich in vier Wochen um zehn Pfund mehr abgemagert bin als Sie?

Zweiter Billardspieler: Gut, ich halte die Wette. Wieviel Embonpoints geben Sie mir vor?

Sein Herzblättchen.

Lehrer: Kannst Du mir außer dem Epheublatt noch ein anderes schönes nennen?

— Das Weinblatt.

Lehrer: Weist Du auch ein schönes Blatt, Karlchen?

Karlchen: (Sohn eines Wirthes): Das Kummelblättchen!

Nobel.

Der Chef einer Firma hat einen Haupttreffer gewonnen und die ganzen Untergebenen gratuliren ihm beim Betreten des Komptoirs. Freudig überrascht meint der Chef zum Bureauhelfer: „Johann, bringen Sie a paar Flaschen Sekt, ich werd' se auf das Wohl der Herren trinken!“

Au!

Erster Statspieler: Warum müssen Sie denn immer Kreuz nachspielen? Das verstehe ich nicht.

Zweiter Statspieler: Aber, mein Bestier, wir sind doch ja Kreuznach.

Kombinirter Befehl.

Mehrere Firmen, die ihre Neklamen in Befehlsform zu veröffentlichen pflegen, sollen sich, wie man hört, zusehender Kollektiv-Annonce vereinigt haben:

„Esst im geschmückten Heim mit gepflegtem Anblick auf Gas geheiztes Quäters-Dats!“

Zoologie.

Lehrer: Welches Thier begnügt sich mit der geringsten Nahrung?

Karlchen: Die Motte!

Lehrer: Falsch, Karlchen, die Motte ist im Gegentheil ein sehr gefräßiges Thier.

Karlchen: Sie frisst doch aber nur Löcher!

Idealismus und Realismus.

Die Nacht ist still, der Mondenschein
Blickt geisterhaft in's Kammerlein,
Und sehnsuchtsvoll am Fenster steht
Ein junger Irgischer Poet,
Der grad' vom Ruhm der Nachwelt träumt:
Er wacht aus dumpfem Brüten auf,
Blickt hoffnungsvoll zum Mond hinauf
Und — reimt.

Der Hof ist geisterhaft erhell't
Der Hausbund liegt vor seinem Bett
Und träumt, es reiche ihm sein Herr
Ein Würstchen, Knochen und noch mehr.
Das ihm das Liebste auf der Welt.
Da plötzlich wacht der Arme auf,
Er blickt entseufzt zum Mond hinauf
Und — bellt.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Von der auf etwa 30 Lieferungen berechneten Kunstgeschichte, von Prof. Dr. Alois Schulz in Prag im Verlage der G. Grote'schen

Verlags-Redaktion: Dr. Walter Gebensleben.

Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstr. 37.

Buchhandlung in Berlin heransgibt, ist die vierte Lieferung erschienen. Darin wird die Geschichte der Baukunst der Renaissance zum Abschluß gebracht und die Plastik der Renaissance begonnen, die bis auf Michelangelo geführt ist. Der illustrative Schmuck befriedigt die höchsten Erwartungen. Zu zahlreichen Textillustrationen gefügt sind eine Fülle von großen Tafeln, die, wenn das Werk fertig sein wird, einen vollständigen herrlichen Bilderatlas der Kunstgeschichte abgeben werden. Auf die Ausführung der Tafeln ist die größte Sorgfalt verwendet worden. Das Werk wird allem Anschein nach ein geradezu großartiges, für Fachleute wie Laien gleich interessantes und wichtiges werden, und man darf den weiteren Lieferungen mit ebenso großer Spannung und freudiger Erwartung entgegensehen.

— **Sieben Sedan-Reden** von Prof. Dr. Christian Ruff, Halle a. S. Mühlmann's Verlag (Max Grosse) 1895. Eine höchst dankenswerthe Gabe ist es, die uns mit diesen Sedan-Reden des verehrten Verfassers geboten wird. Sie kommt uns zur rechten Zeit in diesem Jahr des 25jährigen Gedächtnisses an die großen Tage, in denen Deutschlands Einheit gegründet und das Reich errichtet wurde. Wer sie mit erlebt hat, dem wird, wenn er diese Reden liest, das Herz von neuem warm und er fühlt sich wieder lebendig zurückversetzt in die Zeit jubelnder Begeisterung und flammender Vaterlandsliebe. Die Jugend aber, die jene Zeit nur vom Hörensagen kennt, kann hier lernen, worin die Kraft des Sieges und der Erfolge jener großen Zeit gelegen hat und was für alle Zukunft die Bürgschaft des Gedeihens und Blühens des deutschen Vaterlandes ist. Hoher Schöpfung und markige Sprache, Feinheit der Gedanken und plastische Anschaulichkeit verbinden sich, um den Eindruck dieser Reden auch beim Lesen derselben zu einem mächtig ergreifenden zu machen. Vor allem aber die hohe und edle Gesinnung, die sie befeelt, geeignet einen zündenden und belebenden Einfluß ausüben. Wir können das Büchlein nur aufs wärmste empfehlen. Die Ausstattung ist vorzüglich. H. G.

— In der **Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek** gelangten soeben folgende Bände zur Ausgabe: Hermann von Gilm, Gedichte. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz. Mit dem Bildniß und einem Faksimile des Dichters. Diese nach den zuverlässigsten Quellen redigirte Gesamtausgabe der Gedichte Gilm's bietet in mindestens einem Drittel ihres beträchtlichen Umfangs bisher gänzlich unbekanntes und ungedrucktes Material. Gilm ist nicht nur Tirols hervorragendster Poet, sondern einer der bedeutendsten Lyriker aller Zeiten und Völker. Die ehernen Verse der Gilmischen Freiheitslieder, die bald drohend wie Donner grollen, bald wie Drommeten zum Kampfe schmettern, werden gerade in unseren Tagen den gewaltigsten Widerhall in allen deutschen Landen finden. Neben diesen bis ins innerste Mark dringenden Gesängen gehen durch seine Gedichte die innigsten Akkorde deutscher Volksdichtung. Frauen, Liebe und Blüthen haben neben der Würde des Mannes in Gilm einen der heraufstehenden und begehrtesten Sänger gefunden. Gerade im Liebeslied, in der Wiedergabe der mädchenhafte-kleinen Empfindung hat Gilm Unsterbliches geschaffen. Schier unerreicht ist er in der Schilderung der großartigen Natur seiner Berge, die im engsten Zusammenhang mit dem Denken und Fühlen der Menschen und deren Schicksalen steht. Die schneigen Firne, die dunklen Wälder, das Alpenglüh, das, goldenen Leuchten der Freiheit gleich, auf den Bergen thront, lauscht, grüßt und jubelt aus den Gedichten Gilm's. — Otto Vischer, Schlimme Saat. Schauspiel in vier Aufzügen. Soufflierbuch mit Dekorationsplänen und der vollständigen Regiebearbeitung nach der Einrichtung des Berliner Theaters.

— **Bernhard Merth**, Des österreichischen Volksschullehrers Freud und Leid. Heitere Geschichten. In der Absicht des Verfassers lag es, Schulhumoresken zu schreiben, an denen nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer ihre Freude haben können. Dies ist ihm trefflich gelungen, aber er hat noch viel mehr geleistet: er hat merkwürdige Dostgeschichten voll Lebenswahrheit und gesunder Lebensauffassung geschaffen, wie dies nur einem hervorragenden Talent gelingen konnte. — **Heinrich Teweles**, Mein Papa. Lustspiel in einem Aufzuge. Soufflierbuch mit einem Dekorationsplan und mit der vollständigen Regiebearbeitung.

— **Alexander von Degen**, Aus dem Militärleben. Viertes Bändchen. Von dem leider so früh verstorbenen, allgemein beliebten Militärschriftsteller erscheint hier ein letztes Bändchen seiner hübschen, meist heiteren Soldatengeschichten. — **Friedrich Arnold**, Unsere einheimischen Stubenvögel. Schilderungen von deren Frei- und Gefangenleben, Anleitung zu ihrer Wartung und Pflege. Erstes Bändchen: Kerbthierfressende Sänger. — **Karl Weiser**, Ein genialer Kerl. Erzählung aus dem Schauspielersleben vormärzlicher Zeit. Karl Weiser, welcher nach langjährigem Wirken bei den Gastspielen der „Meininger“ jetzt als beliebter Darsteller und Regisseur an der Weimarer Hofbühne thätig ist, hat sich als Dichter mit seiner Tragödie „Am Markstein der Zeit“, welche in Weimar jüngst gegeben wurde, eingeführt. In der vorliegenden Erzählung schildert er uns mit Natürlichkeit und Lebendigkeit das Leben und Treiben hinter den Coulissen und manches goldene Wort zeugt von der hohen Auffassung, welche Weiser von dem Beruf des Bühnenkünstlers hegt. Niemand konnte berufener sein, der echten Genialität im Gegensatz zu jenem traurigen, von der blöden Menge angefaulten Virtuosenenthum, ein Denkmal zu setzen.